

Missionieren in der Glaubenswüste

Wie bringt man Gott in eine gottlose Gesellschaft zurück? Besuch bei jenen, die die Hoffnung noch nicht aufgegeben haben

SIMON HEHLI (TEXT), JOËL HUNN (BILDER)

Gitarre, Geige und Schlagzeug erfüllen den Raum. Die jungen Leute halten ihre Augen geschlossen, manche haben ihre Arme angewinkelt und ihre Handflächen nach oben gedreht. Sie lächeln selig und singen: «Mach mich vo inne use neu, Herr, schänk du mir es Herz, wo grächt isch, dich ehrt.» Man könnte sich in einer freikirchlichen «Celebration» wähnen – wäre da nicht der barocke Prunk, stünden in der Kirche St. Anna nicht eine Ordensfrau und ein Priester. Es ist ein Lobpreisabend der jungen katholischen Bewegung Adoray in der Stadt Zug. Adoray für «adore» (anbeten) und «pray» (beten).

25 junge Frauen und Männer sind an diesem sommerlichen Abend gekommen. Als sie die Kirche betreten, bekreuzigen sie sich und knien vor dem Altar nieder, auf dem Kerzen flackern. Nachdem sie gemeinsam gesungen haben, auf Schweizerdeutsch, Englisch oder Französisch, gibt es einen «Impuls» durch einen der Gläubigen. Er spricht von der Dankbarkeit, die er empfindet, weil er Teil dieser Gemeinschaft sein darf.

«Jemand von aussen versteht wohl nicht, wie es ist, von der Liebe Gottes berührt zu sein, von diesem Gefühl, in dem man am liebsten ewig verharren würde», sagt der junge Mann. Dann trägt der Priester die Monstranz zum Altar. Alle knien nieder, versinken im stummen Gebet. Die Hülle bei Adoray mag modern wirken, der Inhalt ist traditionellistisch, romtreu.

Die Bewegung verfolgt das Ziel, «in Freundschaft die Freude des Evangeliums kennenzulernen, zu leben und weiterzuschicken». Oder wie es die Adoray-Präsidentin Eliane Elmiger ausdrückt: «Wir wollen die Welt etwas heller machen.» Es geht also auch um Missionierung. Und damit um eine Aufgabe, die für die Kirche seit ihren Anfängen zentral war und die sie historisch so erfolgreich gemacht hat. Jesus soll gesagt haben: «Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen.»

Ein negativer Beigeschmack

Es ist aber auch eine Aufgabe, der sich die Landeskirchen heute höchstens noch verschämt widmen. Der frühere Jugendbischof Marian Eleganti hat dieses Desinteresse an einer Neuevangelisierung in einem Gespräch mit dem konservativen Onlinemedium swiss-cath.ch kritisiert: In den offiziellen Strukturen der Katholiken dominiere ein Toleranz- und Pluralitätsverständnis, aufgrund dessen man nicht missionieren wolle.

«Der Begriff hat dort den negativen Beigeschmack von Aufdringlichkeit, Besserwisserei, Arroganz oder kultureller Intoleranz und Lernunfähigkeit.» Die «Berufskatholiken» seien vom eigenen Glauben nicht mehr so recht überzeugt, erklärt Eleganti. Hingegen seien die «Graswurzelbewegungen der Glaubenserneuerung» – dazu dürfte Eleganti auch Adoray zählen – durchaus missionarisch und kreativ. «Man hat dort keine Berührungspunkte mit dem Begriff «Mission», der paradoxerweise in der säkularen Welt im Marketingbereich hemmungslos eingesetzt wird.»

Wer missioniert, ist überzeugt, den Weg ins Paradies zu kennen. Und will andere an diesem Glück teilhaben lassen. Anders als ihre Glaubensgenossen in der Antike oder im frühen Mit-

telalter müssen evangelisierende Christen heute zwar nicht mehr damit rechnen, als Märtyrer zu enden – zumindest in Europa nicht. Trotzdem ist die Verbreitung des Glaubens eine schwierige Sache geworden. Die Schweiz wird zur Glaubenswüste. 2022 haben die Konfessionslosen die Katholiken überholt. Zwar sind immer noch 58 Prozent der Einwohner Mitglied einer Kirche, aber diese Zahl sagt wenig über die Intensität ihrer Glaubenspraxis aus.

Der Religionssoziologe Jörg Stolz von der Universität Lausanne hat kürzlich in einer Studie aufgezeigt, dass die Zahl der regelmässigen Teilnehmer religiöser Rituale zwischen 2008 und 2022 von 894 000 auf 824 000 zurückgegangen ist, dies bei stark gewachsener Bevölkerung. Die treuen Kirchgänger machen nun weniger als zehn Prozent der Gesamtbevölkerung aus: Die Entfremdung der Menschen von den religiösen Institutionen ist offensichtlich schon weit vorangeschritten. Und nun wollen Leute wie Eliane Elmiger sie wieder zurückholen. Mission als «mission impossible»?

Elmiger ist 28 Jahre alt und Sekundarlehrerin. Sie sagt, in ihrem Beruf, aber auch im Privaten merke sie, wie stark existenzielle Fragen die Menschen umtrieben: Was will ich auf dieser Erde? Sind wir nur ein Zufall der Schöpfung? Was kommt nach dem Tod? Elmiger weiss, dass es auf dem Sinnstiftungsmarkt viele Optionen gibt, von der Psychotherapie bis zur Esoterik. «Aber nichts lehrt so gut wie die Bibel, dass Wunden zum Leben gehören und wie wir mit diesem Leiden umgehen.» Dafür stehe auch das Kreuz, das sie um den Hals trägt. Elmiger sieht in der Schule, wie stark die junge Generation unter einem Leistungsdruck stehe – und sieht den Glauben als eine alternative Perspektive. «Gott nimmt dich an, wie du bist. Es braucht keine Perfektion, wie sie etwa in Social Media suggeriert wird.»

Adoray betreibe die Missionierung nicht strategisch, sagt Elmiger. «Doch wir wollen, geführt vom Heiligen Geist, so durchs Leben gehen, dass wir die Freude am Evangelium ausstrahlen.» Wenn jemand Interesse am Glauben signalisiere, lade sie diese Person zu einem Lobpreisabend ein – oder zu einem Adoray-Sporttag, wenn ein Gebetsabend eine zu hohe Dosis Religiosität wäre. Einmal im Jahr gibt es ein grosses Festival. «In der Mission geht es darum, meinem Gegenüber zuzuhören und mich so auf eine echte Begegnung einzulassen», sagt Elmiger.

Dass die Missbrauchsskandale, das rückständige Image und gewisse Dogmen des Vatikans kaum dabei helfen, hierzulande neue Gläubige zu finden, bestreitet Elmiger nicht. Die Lehre der Kirche möge für Jugendliche teilweise schon befremdlich wirken. «Doch wenn man sich vertieft damit auseinandersetzt, kann man einen reichen Schatz an Weisheit finden.»

Kurs für den Religionseinstieg

Auch die Protestanten haben den Kampf um die Seelen der Schweizerinnen und Schweizer noch nicht ganz aufgegeben. «Die meisten reformierten Kirchgemeinden vermeiden zwar sowohl den Begriff «Evangelisation» wie auch «Mission», weil diese Begriffe historisch besetzt und missverständlich sind», sagt Stephan Jütte, Sprecher der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz. Viele Kirchgemeinden würden aber



Lobpreisabend von Adoray in Zug (oben). Zum Leben gehört auch das Leiden – dafür steht das Kreuz von Eliane Elmiger.



«Die Sehnsucht nach Spiritualität ist dem Menschen inhärent, und die Bibel kann diese Sehnsucht stillen.»

Peter Schneeberger
Präsident des Verbandes
der Schweizer Freikirchen

im Rahmen der Erwachsenenbildung Kurse und Thementage anbieten, die auch religionsfernen Menschen einen Zugang zum Christentum eröffnen.

Eines dieser Werbemittel heisst AlphaLive. Es ist ein Kurs über die Grundlagen des christlichen Glaubens. Entwickelt hat ihn eine anglikanische Gemeinde in London, seit den neunziger Jahren breitet sich das Konzept weltweit aus. Martin Stoessel, der die AlphaLive-Kurse in der Schweiz eingeführt hat, erklärt, die Inhalte seien darauf ausgerichtet, eine persönliche Gottesbeziehung zu entwickeln. «Alpha steht für einen Anfang. Es geht noch nicht darum, die ganz grossen theologischen Fragen zu beantworten, sondern dass wir miteinander über den Glauben ins Gespräch kommen.»

Normalerweise besteht der Kurs aus einer Reihe von rund zehn Abenden, die jeweils einem Thema à la «Wie führt uns Gott?» oder «Wie widerstehe ich dem Bösen?» gewidmet sind. Die Teilnehmer treffen sich bei jemandem zu Hause oder in einem Café, sie essen zusammen zu Abend, bevor sie ein Video zu einem theologischen Thema schauen oder einen Vortrag hören. In Kleingruppen vertiefen sie anschliessend die Diskussion.

Während der Pandemie kamen jedoch auch Online-Angebote für AlphaLive auf. So wie bei einer Schweizer Freikirche: An einem Winterabend treffen sich zwölf Frauen und zehn Männer im Video-Chat, die Leiterin Elodie empfängt sie. Zuerst legt Regine ein Zeugnis ab und berichtet, wie sie zum Glauben gefunden hat. Sie heisst, wie alle Teilnehmer des Kurses, eigentlich anders: Die Anonymität ist eine Bedingung da-

für, dass sie einen fremden Beobachter akzeptieren, wenn sie über etwas so Intimes wie ihre Spiritualität, ihr Hoffen und Bangen sprechen. Als das Programm technische Probleme macht, betet Hans dafür, dass es weitergehen möge. Bald ist Petra zurück auf dem Bildschirm.

Riesiger Aufwand, wenig Ertrag

Es folgt ein knapp 30-minütiger AlphaLive-Film, Episode 12: «Wie mache ich das Beste aus meinem Leben?» Nicky Gumbel tritt auf, der Gründer von AlphaLive. Der anglikanische Pastor sagt, Gott zu dienen, sei die vollkommene Freiheit. «Bringt euch ihm als lebendiges, heiliges Opfer dar!» Doch er warnt auch: Zu Jesus zu stehen, habe seinen Preis. «Wenn dich jemand am Montag im Büro fragt, wo du am Wochenende warst, und du antwortest: «In einem christlichen Kurs» – dann lachen sie dich vielleicht aus.» Doch es gebe auch eine gute Nachricht: «Sie werden dich nicht umbringen.»

Sieben Minuten Pause, dann geht's in den Kleingruppen weiter. Chat-Raum 3, sieben Frauen und zwei Männer, vor allem Schweizer, aber auch einige Deutsche. Der Moderator Jure will wissen, was die anderen vom Film mitgenommen haben. Marion sagt, die Aussage vom «lebendigen Opfer» habe sie sehr bewegt. «Ich möchte das total gerne. Aber ich merke auch, dass ich Angst davor habe, loszulassen und alles, was ich bin, Jesus zu geben.» Dies würde bedeuten, dass er der absolute Herr in ihrem Leben wäre, im Beruf, in der Beziehung. «Das ist schwierig, obwohl ich genau weiss, dass es Gott nur gut mit mir



Die Ordensfrau singt bei der poppigen «Ave Maria»-Version mit. Die Musik ist modern, der Inhalt traditionalistisch.

meint.» Abrupt endet die Kleingruppe, alle sind zurück im Plenum. Nach einer kurzen Zusammenfassung der Erkenntnisse durch die Kleingruppenleiter und einem weiteren Gebet endet der fromme Abend im Cyberspace.

Der evangelische Theologieprofessor Thomas Schlag von der Universität Zürich ist überzeugt, dass die Religion bei vielen Menschen nicht verschwunden, sondern bloss verschüttet sei. «Man kann sie revitalisieren», sagt er. Aus Studien sei bekannt, dass es bei Jugendlichen bloss einen «Trigger» brauche, und dann würden sie loslegen mit religiösen Fragen. Können also Projekte wie Adoray oder AlphaLive Gott in eine gottlose Gesellschaft zurückbringen?

Die Zahlen sind ermutigend. Adoray hat laut der Präsidentin Elmiger rund 700 aktive Mitglieder. Etwas mehr Leute erreichen die AlphaLive-Kurse, oft dank Mundpropaganda. Pro Jahr gibt es in der Schweiz über 300 Veranstaltungen, mit leicht steigender Tendenz. Jeder dritte Teilnehmer findet danach gemäss einer Schätzung der AlphaLive-Verantwortlichen Anschluss bei einer Kirche.

Das wären vielleicht 1000, 1500 Personen. Nichts im Vergleich zu den mehr als 100 000 Menschen, die 2023 aus den beiden grossen Landeskirchen ausgetreten sind. Kircheneintritte gibt es schweizweit ein paar hundert pro Jahr. Der Religionssoziologe Stolz trocken: «AlphaLive ist, wie andere Evangelisierungsbemühungen, ein riesiger Aufwand für wenig Ertrag.» Dennoch meinen manche Kirchenvertreter die zarten Anfänge eines neuen christlichen Aufblühens zu erkennen. Dies wohl auch, weil ein überzeugter Christ gar nicht

anders kann, als an die Möglichkeit besserer Tage zu glauben. Aber nicht nur.

Als Erklärungsmodell für das Funktionieren der Welt hat die Religion zwar schon lange ausgedient, verdrängt durch die Naturwissenschaften. Auch als Instrument, um ein materiell sorgloses Leben zu erreichen, ist sie in den reichen Gesellschaften Europas weniger relevant – anders als etwa in Südamerika, wo das sogenannte Wohlstandsevangelium besonders erfolgreich ist. Doch die Sinnfrage bleibt immer aktuell. «Die Sehnsucht nach Spiritualität ist dem Menschen inhärent, und die Bibel kann diese Sehnsucht stillen», sagt Peter Schneeberger, Präsident des Verbandes der Schweizer Freikirchen. Er glaube deshalb an das Revival der Kirchen. Gerade angesichts der Weltlage.

An Krisen mangelt es nicht

Die Religionswissenschaft geht davon aus, dass sich die Menschen in fundamentalen Krisen vermehrt religiösen Gruppen zuwenden. Und an Krisen mangelt es in diesem Jahrzehnt nicht: Pandemie, Ukraine-Krieg, Gaza-Konflikt oder Klimawandel. Doch reicht das für eine neue Erweckungsbewegung? Bei Leuten mit einem rationalistisch-wissenschaftlichen Weltbild, die mit ihrem Leben einigermassen zufrieden sind, dürften Missionierungsbemühungen kaum fruchten. Erfolgreich sein können sie bei Menschen, die ohnehin auf einer Sinnsuche sind. So wie viele Teilnehmer des Online-AlphaLive-Kurses, die früher in der Esoterik Antworten gesucht, sie dort aber nicht gefunden haben. Oder die junge Frau, die

buddhistisch aufgewachsen ist und nun bei Adoray glücklich ist, weil sie hier die Präsenz Gottes spüre.

Als der Priester in Zug die Gebetszeit beendet hat, sagt die Ordensfrau: «Wir wollen uns auch an die Muttergottes wenden.» Die jungen Katholiken stimmen eine poppige Version von «Ave Maria» an. Dann ist der Lobpreisabend vorbei, der gemeinsame «Chill-out» beginnt. Die Adoray-Mitglieder machen im Vorhof der Kirche Smalltalk oder vertiefen sich in theologische Debatten. Und Eliane Elmiger erzählt von ihren Grosseltern. Für diese habe die Gottesfrömmigkeit und der Besuch des Gottesdienstes früher zum Alltag gehört: Man machte es so, weil man es eben so machte. Die persönliche Gottesbeziehung sei wohl weniger im Zentrum gestanden, sagt Elmiger. Ganz anders als für sie und ihre Adoray-Freunde. «Wir mögen noch wenige sein. Aber wir sind nicht hier, weil wir müssen. Sondern weil wir uns dafür entschieden haben.»

Der Religionssoziologe Stolz sagt: «Evangelisierung ist nicht unmöglich, aber sie wird schwieriger, wenn die Personen in der Gesellschaft immer weniger christlichen Hintergrund mitbringen.» Doch das kann man auch ganz anders sehen. Zuweilen sei es schwieriger, mit Leuten, die aus gläubigen Familien stammen, über Gott zu sprechen, hat die Adoray-Präsidentin Elmiger beobachtet. «Manche haben negative Assoziationen zur Kirche und wollen mit dieser nichts mehr zu tun haben.» Kirchenfern aufgewachsene Personen hingegen seien häufig offener. Und neugierig auf eine Lebenswelt, die ihnen zunehmend exotisch vorkommt.

Ein Medikament stellt Asylheime vor Probleme

Pregabalin verbreitet sich als Suchtmittel

DANIEL GERNY

Innerhalb von nur gerade zehn Monaten wird ein libyscher Asylsuchender an fünf Orten in der Schweiz insgesamt sieben Mal verurteilt: wegen wiederholten Diebstahls, Sachbeschädigung, Hehlerei, Beschimpfung, Tötlichkeiten und Betäubungsmitteldelikten. Im Mai 2024 steht der Mann in Basel schon wieder vor Gericht. Weil er eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung darstelle, soll er die Dreirosenanlage nicht mehr betreten dürfen – einen Kleinbasler Hotspot mit viel Drogen, Gewalt und Polizeieinsätzen.

Im Mittelpunkt steht bei der Gerichtsverhandlung ein Medikament, das Drogenfachleuten seit einiger Zeit Sorgen bereitet: Pregabalin. Mehrfach wurde der Libyer mit teilweise erheblichen Mengen davon erwischt, ohne dass er ein Rezept hatte. Pregabalin wird zur Behandlung von Epilepsie, Angstzuständen und Nervenleiden eingesetzt. In Europa wird es unter dem Namen Lyrica verkauft. Doch es ist auch eine berauschende und euphorisierende Substanz, die aggressiv machen und in die Abhängigkeit führen kann. Deswegen wird gegen den Libyer zum Schutz der öffentlichen Ordnung und Sicherheit eine Ausgrenzungsverfügung erlassen. Das geht aus einem Urteil des Basler Appellationsgerichts hervor.

In Nordafrika beliebt

Behörden und Mediziner stellen seit einiger Zeit fest, dass Pregabalin als Droge missbraucht wird. Die Besonderheit: Das Medikament ist nicht zuletzt bei Migranten aus Nordafrika verbreitet. Im Asylbereich ist der Konsum von Beruhigungsmitteln generell ein grosses Thema. Viele Asylsuchende, die auf strapaziöse Weise nach Europa kommen, geraten auf der Flucht in Kontakt mit Medikamenten. Pregabalin ist beliebt, weil es relativ einfach erhältlich ist. In nordafrikanischen Ländern teilweise sogar rezeptfrei.

Asylsuchende konsumieren das Medikament teilweise in grossen Mengen. Als Folge davon kommt es an exponierten Orten wie der Dreirosenanlage oder in Asylzentren vermehrt zu unberechenbarem oder aggressivem Verhalten. Wird das Medikament zur Behandlung von Leiden und wie vom Arzt verschrieben eingenommen, ist es zwar sicher. Doch bei zu hoher Dosierung und in Kombination mit Alkohol oder anderen Betäubungsmitteln kann es gefährlich werden. In verschiedenen Ländern ist es deshalb zu Todesfällen gekommen.

Jochen Mutschler, der Chefarzt Stationäre Dienste der Luzerner Psychiatrie AG, gehört zu den Fachleuten, die den Missbrauch von Pregabalin schon lange im Auge haben. Vor fünfzehn Jahren entdeckte er, dass die Substanz abhängig macht. Mit mehreren Untersuchungen konnte er aufzeigen, wie sich das Phänomen in Europa immer mehr etablierte. Betroffen ist dabei nicht nur der Asylbereich. So zeigt eine Studie Mutschlers aus dem 2024, dass das Medikament in deutschsprachigen Gefängnissen weit verbreitet ist – überdurchschnittlich häufig bei Personen aus den Maghreb-Staaten. Auch bei Personen mit einer Abhängigkeit von anderen Suchtmitteln kommt Pregabalin-Missbrauch häufig hinzu.

Anstieg von Verschreibungen

Gegenwärtig handle es sich zwar nicht um ein flächendeckendes Phänomen, weil sich der Missbrauch bis jetzt auf ganz bestimmte Bereiche konzentrierte, sagt Mutschler – zum Beispiel auf Gefängnisse, Asylunterkünfte oder Drogen-Hotspots. Dort sei das Problem allerdings erheblich. Gleichzeitig sei in vielen Ländern ein teilweise drastischer Anstieg von Verschreibungen von Pregabalin zu beobachten. Es lasse sich deshalb nicht ausschliessen, dass sich der missbräuchliche Konsum in den kommenden Jahren auf weitere Gruppen ausdehnen werde.

Erfahrungen im Basler Gesundheitsdepartement bestätigen die Aussagen.

Dort ist Pregabalin wegen der Nähe zur Grenze und zum Bundesasylzentrum stärker verbreitet als in anderen Kantonen. Obwohl das Medikament erkennbar auf dem Vormarsch ist, würden Cannabis, Kokain oder Opiode jedoch «von ungleich mehr Menschen konsumiert», erklärt Anne Tschudin, Sprecherin des Departements. Tatsächlich erinnert der Pregabalin-Missbrauch auf den ersten Blick an die Opioid-Krise: Vor allem in den USA führten die verbreitete Verschreibung und der Missbrauch von opioidhaltigen Schmerzmitteln innerhalb von wenigen Jahren zu einer Gesundheitskrise mit Zehntausenden von Toten.

Auch Mutschler sieht diese Parallelen. Mit einer derart gefährlichen Dynamik sei zwar nicht zu rechnen. Das Gefahrenpotenzial sei vor allem aus einem Grund kleiner, erklärt er: Während die Einnahme von Opioiden fast alle Konsumenten rasch abhängig mache, sei dies bei Pregabalin nur bei einem kleinen Teil der Fall. Problematischer sei aber, dass das Medikament immer häufiger verschrieben werde – und dies auch in Fällen, für die es gar nicht vorgesehen sei. Das erhöhe die Wahrscheinlichkeit, dass es zu einer unkontrollierten Ausbreitung des Missbrauchs komme.

Für Institutionen, in denen der Pregabalin-Konsum schon heute ein Problem ist, stellt sich deshalb die Frage nach der besten Gegenstrategie. In den Bundesasylzentren (BAZ) wird laut Staatssekretariat für Migration (SEM) grundsätzlich kein Pregabalin mehr abgegeben. Dies, weil in den meisten Fällen keine Indikation vorliegt, wie die SEM-Sprecherin Magdalena Rast erklärt. Nur in Ausnahmefällen wird es unter ärztlicher Verordnung verabreicht. Das SEM will damit laut Rast nicht zuletzt verhindern, dass Personen einzig ein Asylgesuch stellen, um in einem BAZ untergebracht zu werden und die Substanz dort zu erhalten.

Kontrollierte Abgabe als Lösung

Ein derart restriktives Vorgehen führe allerdings dazu, dass das Problem verlagert werde, kommentiert Mutschler: Pregabalin werde einfach über andere Kanäle bezogen. Weil ein sofortiges Absetzen des Medikaments zu äusserst heftigen Entzugserscheinungen bis hin zu Eigen- und Fremdgefährdung führen könne, steige der Druck auf Ärztinnen und Ärzte, das Medikament im Zweifelsfall doch abzugeben. Wenn manche Behörden Pregabalin verweigerten, sei das aus deren Optik zwar verständlich, sagt Mutschler: «Doch dadurch werden einfach andere Stellen belastet.»

Er hält stattdessen die kontrollierte Abgabe wie bei anderen Suchtmitteln für sinnvoll. So sei es möglich, abhängige Patienten vom Schwarzmarkt fernzuhalten und schrittweise abzusozialisieren. Genau diesen Weg hat das Rückkehrzentrum in Urdorf in Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Suchtmedizin beschritten. Das Medikament wird dort täglich dosiert und gezielt an bestimmte Personen abgegeben. Auf diese Weise sei Ruhe ins Zentrum gebracht worden, ohne dass ein Schwarzmarkt entstanden sei, erklärte der für das Projekt zuständige Arzt Tibor Rasovszky kürzlich dem Basler Web-Magazin «Bajour».

In Basel beobachtet man solche Versuche mit Interesse: Inzwischen habe eine «Auslegeordnung mit verschiedenen Sichtweisen» stattgefunden, erklärt Tschudin vom Gesundheitsdepartement gegenüber der NZZ. Weil sich die Szene in Basel weniger gut eingrenzen lasse, als dies in einer geschlossenen Institution wie einer Haftanstalt oder einem Rückkehrzentrum der Fall sei, sei die Ausgangslage allerdings komplexer. Ein konkretes Projekt gebe es deshalb vorerst nicht. Eine Praxisänderung sei auch im Moment beim SEM nicht vorgesehen, heisst es dort. Es sei tatsächlich nicht einfach, den richtigen Weg zu finden, sagt Mutschler: Wichtig sei aber, die Sache systematisch anzupacken: «Wenn jede Institution nur für sich denkt, bekommen wir das Problem nicht in den Griff.»